

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Leonie Ossowski
Liebe ist kein Argument
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Es geht wieder los, sagte ein Mann und zog die Aktentasche unter seine Achseln. Er wies mit dem Kopf zum Uniplatz hin, und weil er keine Worte für seine Mißbilligung fand, spuckte er aus.

Die Studenten waren unterwegs, bildeten Reihen über die Straßen, ballten Fäuste und hatten einen gleichmäßigen Schritt, ohne zu marschieren.

Lea stand an der Kante des Bordsteins.

Der Stadthallenprozeß, sagte ein Passant hinter ihr, der Rektor hat die Uni geschlossen.

Unversehens bekam Lea einen Stoß und stolperte auf die Straße. Sie lief plötzlich als Flügelmann einer Achterreihe mit und paßte sich dem Schritt ihres Vordermannes an.

Ein junger Mann, der neben ihr ging, schob seinen Arm unter den ihren und hielt sie fest, weiß der Himmel warum. Er war gut einen Kopf größer als sie, und seine Haare wuchsen ihm lang über die Ohren weg. Er sprach sie nicht an, er zog sie nur mit, Schritt für Schritt, als könnte sie ihm in dem Durcheinander verlorengehen.

Lea sah die Reihe entlang, Kinn neben Kinn, die Münder zum Schrei aufgerissen: Gebt die Uni frei, raus mit der Polizei!

Und weil das nicht eindrucksvoll genug erschien, in der Wiederholung mehr an Dummlichkeit gewann als an Aufmerksamkeit, gab ein Spaßvogel eine andere Parole durch: Die Bullen studieren, wir demonstrieren! Plötzlich kam Gegenbewegung auf, vom Uniplatz her rollten die ersten Wasserwerfer auf die Demonstranten zu. Ein eiskalter Strahl spülte die ersten Reihen wie Kehrlicht weg.

Komm, schrie der Junge neben Lea, komm mit!

Er zog sie hinter sich her in die Theaterstraße.

Die Beamten standen jetzt auf der leergewaschenen Hauptstraße und hielten ihr zugewiesenes Revier frei von neu herandrängenden Demonstranten.

Der Junge zerrte Lea auf die gegenüberliegende Seite, wo andere Versprengte standen. Zurück auf die Hauptstraße konnte niemand mehr. Über die Grabengasse zum Uniplatz, schlug einer vor. Seine Jacke war zerrissen, und über seine linke Gesichtshälfte lief ein

rotblauer Striemen. Plötzlich drehte er sich um und mußte sich übergeben.

Sie sollten sich hinlegen, sagte Lea. Sie haben sicher eine Gehirnerschütterung.

Der Verletzte säuberte sich mit einem Taschentuch und fragte verächtlich: Wer bist denn du?

Mit dem Sie hatte Lea sich verraten. Nicht die Kleidung, nicht das Alter, das Sie ordnete zu oder schloß aus. Alle schwiegen, bis sie sich anschickte zu gehen. Niemand hielt sie auf, auch der nicht, der sie mit hergeschleift hatte. In diesem Augenblick raste ein Auto heran, bog von der Plöck in die Straße ein und fuhr mit großem Tempo auf die Gruppe zu. Lea, die schon halb auf der Straße stand, konnte sich nicht mehr rechtzeitig auf den Bürgersteig retten. Mit den Händen fiel sie gegen den bremsenden VW-Bus, wo ihre Handflächen eine mächtige Delle hinterließen. Wütend trat sie gegen das Auto. Sofort wurden die Türen aufgerissen, Männer sprangen heraus und umringten die Gruppe. Einer von ihnen stürzte sich auf Lea. Er hielt ihren Kopf so, daß sie ihn ansehen mußte. Ein dickliches, schwitzendes Gesicht mit blauen Augen zwischen blonden Kinderwimpern. Der Mann tat ihr weh.

Na mein Täubchen, sagte er und drehte ihren Kopf hin und her, das wollen wir mal hübsch bleiben lassen.

Dann ließ er sie los und schlug ihr mit einem Gegenstand, den sie nicht erkennen konnte, auf die Finger. Der Schlag trieb ihr die Tränen in die Augen.

Von der anderen Straßenseite her sahen die Passanten bewegungslos zu.

Schwein, sagte Lea.

Der Mann nickte.

Ein Kommando ertönte. Laufschriffe, die sich Richtung Hauptstraße absetzten. Jetzt erst begriff Lea, daß die Männer im Auto gar nichts mit ihr im Sinn hatten, sondern hinter dem mit dem striemengeteilten Gesicht her waren. Der rannte ungelentk mit hochgezogenen Knien weg. Aber er hatte keine Chance. Zwei Polizisten kamen ihm auf Motorrädern entgegen, und Lea sah, wie ihn einer der beiden zu Boden riß. Der Striemengeteilte stolperte und flog kopfüber hin, sich einmal überschlagend. Erst da kam Leben in die übrigen der Gruppe. Sie wachten aus ihrer Erstarrung auf, schrien, rannten ihrem Freund hinterher und gingen vereint auf die Polizisten los, hinter ihnen die Männer aus dem Auto. Am Straßenrand staunten die Passanten. Ruhe löste das Geschrei ab,

plötzliche, unbegreifliche Ruhe, in der alles zum Stillstand kam und die die Studenten mitten in der Bewegung innehalten ließ. So kannte es Lea von ihrer Kindheit her, wenn sie Figurenwerfen spielten. Einer schleuderte den anderen fort, und der Geworfene mußte sich vor dem Sturz abfangen, in der jeweiligen Bewegung verharren, und dann wurde die ausdrucksvollste Haltung mit einem Preis belohnt. Hier hätten die Polizisten das Spiel gewonnen. Aufrecht standen sie da, mit gesenkten Köpfen, die rechte Hand ausgestreckt, in der sie die schwarz glänzenden Pistolen hielten, die das Spiel überhaupt erst ausgelöst hatten. Langsam stand der mit dem Striemen auf, während die Passanten aufgefordert wurden, weiterzugehen.

Lea bemerkte jetzt, daß ihr Nebenmann aus der Achterreihe als einziger nicht mitgelaufen war, immer noch dort stand, wo er von Anfang an gestanden hatte, nicht weit von ihr entfernt. Auch er starrte auf die bewaffneten Polizisten, die jetzt die Gruppe einkreisten und sie zurück, dem VW-Bus zu, trieben. Lea brannten noch immer die Finger von dem unerwarteten Schlag. Und über den Mittelknochen zog sich eine leichte Rötung. Die Studenten kamen, Schulter an Schulter, zurück, dahinter ihre Bewacher. Dem mit dem Striemen im Gesicht wurden die Arme nach hinten gezerrt, mühselig stolperte er vorneweg und mußte es sich gefallen lassen, daß ihm vom Bürgersteig her ein Spuckfladen auf den Schuh flutschte. Dann sah er Lea und ihren Nebenmann, dem er ein Zeichen gab.

Komm, sagte der Junge neben Lea wieder, komm mit!

Nur schrie er nicht wie vorhin, er flüsterte. Sie fühlte die Wärme seines Armes und ließ sich auf den Bürgersteig schieben, hinter die Passanten, um den Polizisten nicht aufzufallen. Sie ging eng an ihn gedrückt, ohne sich umzuschauen, nur damit beschäftigt, vorwärts-zukommen. Erst am Theater-Café hielten sie an. Hineinzugehen hatte keinen Zweck, die Leute standen bis zur Tür. Lea lehnte sich an eine der Eingangssäulen und zog sich auf die erste der Stufen hoch. Sie schauten sich in Augenhöhe an, nahmen einander wahr und entschlossen sich, jeder für sich, zu einem Lächeln. Wie heißt du denn, fragte Lea, nachdem sie ihren Namen genannt hatte. Ihre kleine Nervosität gefiel ihm.

Max, sagte er, ich heiße Max.

Lea fiel nichts anderes ein, als seinen Namen zu wiederholen. Auch das gefiel ihm. Mit der Hand dicht neben ihrem Ohr, stützte er sich vor ihr stehend an der Säule ab. Sie sah, daß er oberhalb der Lippe eine kleine Narbe hatte. Sie sah in seinen braunen Augen helle

Stipse. Sie sah eine komische Falte linksseitig über sein Gesicht laufen. Sie sah seine ungewöhnliche Blässe. Es schien einen Augenblick, als bliebe die Zeit stehen.

Max hätte nicht sagen können, warum er Lea so spontan mit sich gezogen hatte. Er hatte auch keinerlei Begründung, warum er überhaupt an dieser Demonstration teilnahm. Er war mitgelaufen, um dabeizusein. Alles andere war ihm gleichgültig. Er hatte sie stehen sehen, am Rand der Bordkante, eine Spur zu elegant, eine Spur zu neugierig, weder zu den einen noch zu den anderen gehörend und plötzlich durch einen Stoß an eine der beiden Fronten versetzt. Ihre Behendigkeit, mit der sie sich dem gemeinsamen Schritt anpaßte, gefiel ihm. Er begriff, daß sie verletzt gewesen war, als sie sich durch das Sie verraten hatte und sich ihrer Bürgerlichkeit bewußt wurde. Ihm gefiel, daß sie so wütend gegen den heranfahrenden Kripo-Bus getreten hatte, und er fühlte mit ihr den Schmerz, den ihr der Beamte mit dem Schlag auf die Finger zugefügt hatte.

Inzwischen änderte sich die Strategie von Demonstranten und Polizei. Die Wasserwerfer fuhren in die andere Richtung. Ein Teil der Demonstranten lief jetzt hinter ihnen her und sang: Das Wandern ist des Müllers Lust. Sie hatten sich aus den Seitengassen heraus wieder in neuen Gruppen zusammengefunden und machten den Polizeieinsatz zum kinoähnlichen Jux. In der Enge der Heidelberger Straßen ließen sich Passanten schlecht von Demonstranten unterscheiden. Alles lief und schrie in der Angst vor dem eiskalten Wasser, das in unberechenbaren Abständen über die Straße schoß.

Der Wasserstrahl hatte eine Polizistenmütze erwischt und ließ sie in großer Geschwindigkeit über die Hauptstraße tanzen. Der auf diese Weise barhäuptig gewordene Polizist stand vor Schreck wie gelähmt da, mit hochgeworfenen Armen, während seine Mütze nicht weit von Lea des Weges rollte. Sein hilfloses junges Gesicht, von Nässe und Scham gerötet, der Schadenfreude ausgesetzt, machte Lea betroffen. Seine Hand fuhr zum Gummiknäppel, hätte sicher noch lieber nach der Pistole gegriffen, aber mützenlos geworden, fühlte er sich auch dazu nicht mehr befugt. Also machte er sich auf, dem so wichtigen Teil seiner Beamtenkleidung nachzujagen. Wie ein Hase hetzte er von links nach rechts, über die zwei Stufen des Kinos Harmonie hinauf und Ecke Theaterstraße wieder hinunter. Die Mütze hüpfte und kullerte eierförmig und machte so die Bemühungen des Polizisten lächerlich. Plötzlich setzte sich Lea in Bewegung, witschte unter dem Arm von Max weg und rannte auf die Mütze zu,

während der Polizist seine Jagd aufgab und sich hinter die schützenden Rücken seiner Kameraden zurückzog. Und schon hatte Lea die Beute, hielt sie triumphierend hoch, erntete rauschenden Beifall, rief irgend etwas und suchte, sich im Kreise drehend, nach dem Polizisten. Der blieb unsichtbar, statt dessen ein Kommando des Einsatzleiters: Wasser marsch. Ehe Lea das Mißverständnis begriff, war Max schon neben ihr, riß sie hinter ein Auto, auf das jetzt dröhnend ein Wasserstrahl prasselte. Sie fiel hin, konnte sich nur mühsam schützen, kauerte neben dem Hinterrad, an dem das Wasser vorbeispritzte, ihr über die Schuhe. Es quoll unter den Rock, in die Jackentaschen, erwischte ihre Haare. Zwei Polizisten rissen sie von hinten hoch und nahmen ihr die Mütze weg. Der Wasserwerfer rollte dem Uniplatz zu und von dort weiter zur Heiliggeistkirche, wo er mit Kraft aufzuräumen begann, nicht nur den Marktplatz unter Wasser setzte, sondern auch die Andenken der Souvenirstände. Zwei Stunden später war auf diese Weise die Ruhe wiederhergestellt.

Gemessen an dem Krach auf der Straße, war es in der Teestube leise. Die Gäste, alles junge Leute, hockten auf niedrigen Holzkisten an fast ebenso niedrigen Holztischen, über denen halbkugelförmige Lampenschirme aus aneinandergeklebten Pappbechern hingen. Die tief heruntergezogenen und mehrmals geteilten Fenster ließen nicht genügend Helligkeit herein. Manche Gäste hockten auf der Erde und benutzten die Kisten nur als Ellbogenstütze. Andere beugten ihre Oberkörper zwischen die hochgestellten Knie, auf denen sie Aschenbecher balancierten. Auch hier dampfte Feuchtigkeit, leicht durchsetzt vom süßlichen Geruch der herumwandernden Zigarette.

Nur hinten auf dem Podest war Bewegung. Von denen, die da saßen, hatte Lea schon einige bei dem VW-Bus gesehen. Alle waren sie naß, schlürften Tee und atmeten die Hitze der Flüssigkeit wieder aus. Dazwischen sprachen sie durcheinander, gestikulierten mit geballten Fäusten.

Lea klapperten die Zähne. Warum war sie nicht in ihren Laden gegangen? Max war der Meinung gewesen, daß sie am Uniplatz nicht vorbeigekommen wäre. Sie hatten es gerade noch bis zur Marstallstraße geschafft, und von dort hatte Max sie durch einen kleinen Hof hierher geführt.

André, rief Max, bring ihr einen Tee!

Er sagte nicht der Dame, er sagte nicht Lea, er bestellte auch nicht

den Tee anonym, er sagte, bring ihr einen Tee, so als wäre sie Tag für Tag hier, hockte klitschnaß auf einer dieser Kisten und sei dem Teestubenbesitzer als Stammgast bekannt.

André, ganz in Weiß gekleidet, einen knielangen Kittel über einer Art Pluderhose und auf dem Kopf ein buntes Käppchen, strahlte etwas Sommerliches aus, paßte zwar in seine Teestube, aber nicht zu seinen Gästen. Er redete nicht gern, wandte sich jetzt stumm Max zu. Wenn ein Besucher nicht wußte, welche Teesorte er wählen sollte, war André nicht bereit, ihn zu bedienen. Taiwanischen Tee, sagte Max, und André nickte zufrieden. Lea zog die Feuchtigkeit über die Haut, kroch die Beine aufwärts über den Rücken hin, teilte den Körper in trockene und feuchte Stellen.

Was machte sie hier in dieser Teestube zwischen den ihr unbekanntesten Leuten, die alle mindestens zehn bis fünfzehn Jahre jünger als sie waren?

Schräg gegenüber entdeckte sie einen Spiegel, sah sich und ihre vom Wasser verklebten Haare. Die Schminke war verlaufen. Blässe und Kälte hoben ihre Nase in den Vordergrund. Ihr ganzes Spiegelbild drückte erbarmungswürdige Ratlosigkeit aus. Ärgerlich wandte sie sich Max zu.

Die Worte stolperten aus ihrem Mund, so schnell sprach sie. Die stummen Raucher sahen herüber, und auch die vom Podest horchten sekundenlang auf. André brachte den Tee. Nein, Lea hatte mit niemandem etwas zu schaffen. Nicht mit denen, und sie zeigte hinüber zum Podest, nicht mit Max und nicht mit dem Polizisten, dem sie die Mütze hatte aufheben wollen. Rundweg ein Unglückstag für sie. Sie war in eine Situation hineingezogen worden, und zwar von Max, den sie nicht kannte, auch jetzt nicht, nachdem er sie hierher geschleppt hatte.

Der Zorn hatte Lea die Haut getrocknet. Die Haare fielen ihr langsam ins Gesicht, das jetzt gerötet und jung aussah. Sie merkte nicht, daß Max ihre Hände in den seinen festhielt.

Du bist aber mitgelaufen, sagte er leise, dafür kannst du niemandem die Schuld in die Schuhe schieben!

Lea nickte und vergaß, daß sie eigentlich Max für alles hatte verantwortlich machen wollen.

Ja, aber warum? Was hab' ich davon?

Max sah zu André hinüber, der wieder hinter seiner Theke stand und sich mit zwei Mädchen unterhielt, die offensichtlich Zwillinge waren. Max nickte einen Gruß. Erst dann antwortete er: Immerhin hast du mich kennengelernt!

Er sagte das ohne sonderliche Betonung, ganz selbstverständlich. Das beeindruckte Lea. Sie lächelte, ohne ihre Hände wegzuziehen. Sie sah ihn an und spürte, daß sie beobachtet wurde. Langsam drehte sie sich um, und plötzlich fühlte Max, wie sich ihre Fingerspitzen in seinen Handflächen krümmten. Sie wendete sich ihm wieder zu und sagte, ohne eine Antwort zu erwarten:

Meine Töchter.

Das Lächeln war aus ihrem Gesicht verschwunden, kehrte auch nicht zurück.

Aha, sagte Max.

Die Zwillinge wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Sie hatten nicht erwartet, Lea in der Teestube vorzufinden. Im ersten Augenblick war Jette der Gedanke gekommen, ob die Mutter ihr wohl nachspionierte. Weder der Vater noch Lea wußten von ihrer Freundschaft zu André. Jette hielt diese Beziehung für nicht erwähnenswert, schon gar nicht ihren Eltern gegenüber. Allerdings, so wie die Mutter da drüben saß, sah es nicht aus, als hätte ihr Besuch etwas mit ihren Töchtern zu tun.

Jette ließ sich von André Feuer geben. Sie saugte den Rauch ein, während sie mit dem Rücken zur Theke stand, Lea fest im Blick. Anders Katharina. Ihr gelang es nicht, der Mutter schweigende Gleichgültigkeit entgegenzubringen. Als sie in der Teestube Lea erkannt hatte, wollte sie sich neben sie setzen und fragen: Wie kommst du denn hierher? Erst dann hatte Katharina Max gesehen. Da war sie stehen geblieben, wie angewurzelt. Für Max, der vornübergebeugt auf seiner Holzkiste hing, schien nur Lea wichtig zu sein. Diesen Ausdruck seiner Augen kannte Katharina nicht. Zärtliche Gespanntheit und Neugierde. Egal, was die Mutter tat oder sagte, Max konnte sich nicht satt an ihr sehen. Dabei fand Katharina, daß die Mutter keineswegs einen vorteilhaften Anblick bot. Die Haare klebten strähnig am Kopf, ließen ihn klein und flach erscheinen. Die verlaufene Schminke vergrößerte ihr Gesicht, ließ Falten ahnen, die sonst nicht zu sehen waren, und machte auf ihr Alter aufmerksam. Ungraziös hockte sie am Tisch, was zu ihrer zwar nassen, aber eleganten Kleidung nicht paßte. Außer der Lebhaftigkeit, mit der sie auf Max einredete, stimmte nichts an ihr, dachte Katharina.

Ich möchte wissen, sagte sie mit fragendem Unterton, woher sie Max kennt.

Auch sie nahm sich jetzt eine Zigarette, ließ sich von André Feuer geben und rauchte mit der gleichen Heftigkeit wie Jette.

Woher, wiederholte sie viel leiser, woher bloß?

Sie sind zusammen reingekommen, sagte André, sie kamen von der Demo.

Jette blies Rauch aus der Nase.

Sie auf der Demo? Du spinnst!

André hob die Schultern, schwieg. Im Grunde genommen interessierte ihn die Mutter der Zwillinge nicht. Leute, die er nicht kannte, langweilten und störten ihn. Frag sie doch, sagte er und fuhr über Jettes Schulter, ohne sie zu berühren.

Ja, sagte Jette, eine gute Idee.

Sie drückte die Zigarette aus, ging auf Lea und Max zu, Katharina folgte. Beide wirkten auf Lea bedrohlich, wie sie da vor dem niedrigen Tisch standen. Sie zeigten keine Lust, sich zu setzen, sie standen da, unbeweglich und schweigend; Jettes Interesse galt der Mutter, Katharina hatte nur Augen für Max.

Lea hatte ihre Hände zurückgezogen, und weil niemand etwas zu sagen wußte, begann sie ihren Tee zu schlürfen. Sie war nicht bereit, sich verunsichern zu lassen, zeigte auf Max, dann auf die Töchter. Ihr kennt euch, ja?

Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte die drei einander vorgestellt. Max hielt sie mit einem Wink davon ab, wischte ihre sinnlose Frage aus der Luft und setzte ein Lächeln dagegen, mit dem er jede einzeln bedachte.

Was machst du hier, Ma?

Katharina konnte diese Wortlosigkeit nicht länger ertragen. Und Lea, dankbar für die Frage, zog sich schnoddrig aus der plötzlichen Verlegenheit.

Ich trinke Tee, sagte sie und setzte mit sanfter Ironie hinzu, daß Max sie eingeladen habe. Kein Wort der Erklärung. Kleine, hörbare Schlucke beendeten die Konversation.

Jette angelte nach einer Kiste, schob sie zum Tisch und setzte sich, während Katharina zurück zur Theke ging. Jette ließ die Mutter nicht aus den Augen, nahm jede ihrer Bewegungen zur Kenntnis, taxierte den Abstand zwischen ihren Händen und denen von Max, die Intensität der Blicke, die Kürze der hingeworfenen Worte. Es kam ihr vor, als seien alle Geräusche der Teestube plötzlich verstummt, sie fühlte unter der Hautoberfläche eine leichte Hitze, wunderte sich über die Zischlaute ihrer Stimme, und der Nagel ihres Zeigefingers klickte ein ums andere Mal gegen das Uhrenglas.

In einer halben Stunde kommt Pa aus der Klinik nach Hause – er wird dich vermissen – Mühmchen ist heute in der Küche bei der

Arbeit eingeschlafen – ach ja, Jette beugte sich scharf an Max vorbei der Mutter zu, deine Kosmetikerin hat angerufen, morgen hat sie einen Termin für dich!

Felix schätzte es nicht, wenn er nach Hause kam und niemand von seiner Familie in der zweigeschossigen Villa vorfand. Mit kurzen Schritten ging er durch die Zimmer, rief hin und wieder einen Namen, ließ die Türen hinter sich offen und nahm seine Familie in deren Abwesenheit auf besondere Weise wahr. Nicht, daß er neugierig war, Geschriebenes las oder gar Ordnung überprüfte. Vielmehr fahndete er nach Zeichen ihm bekannter Gewohnheiten von Lea und den Töchtern, verbuchte sie als Ausdruck erwünschter Zufriedenheit. Da konnten Blumen, herumliegende Platten, Zeitschriften und volle Aschenbecher genügen. Hier, das glaubte Felix mit einem Blick zu sehen, hatte er eine Umgebung geschaffen, in der man sich wohl fühlen konnte. Wenn er so das Haus durchwanderte, die Türen auch wieder hinter sich geschlossen hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück. Hier erwartete er die Rückkehr seiner Familie, hoffte auf deren Berichterstattung. Felix sah wiederholt auf die Uhr und spürte gekränkte Ungeduld. Nicht einmal Mühmchen brachte den Tee, wie sonst um diese Zeit. Er hätte nach der Alten rufen können, ließ es aber lieber darauf ankommen, Lea zu demonstrieren, daß sie ihn vernachlässigte.

Vor ihm lagen Zeitungen, deren Überschriften groß und breit Aufmerksamkeit verlangten. Nixon, der neue Herr im Weißen Haus, hofierte die Deutschen nach allen Regeln amerikanischer Wahlkampfkunst, stand da. Kaum Präsident, schon in Europa, hielt er im deutschen Bundestag eine Rede, während die Apo eine Anti-Nixon-Demonstration anmeldete. Die Ursachen der Jugendunruhen, so las Felix, beunruhigten Nixon mehr, als es den Gastgebern lieb war.

Wen beunruhigten die schließlich nicht? Felix legte die Zeitungen weg. Nach einem Arbeitstag in der Klinik wünschte er sich Erholung und Frieden. Also widmete er sich seinen Erinnerungen, denn er liebte es, ungestört seinen beruflichen Aufstieg und die damit verbundenen finanziellen Verbesserungen in Gedanken nachzuvollziehen.

Gleich nach dem Krieg hatte er mit dem Medizinstudium begonnen und es in den erforderlichen elf Semestern beendet. Nein, gegönnt hatte er sich in dieser Zeit nicht viel. Alles stand im Schatten seiner

Kriegserlebnisse. Er wurde sie nicht los. Sie raubten ihm den Schlaf, nahmen ihm die Spaß an freier Zeit und die Lust, mit Mädchen zusammenzusein.

Also blieb ihm nur das Studium, mit dem er sich seine Ängste wegzupauken versuchte. Ängste, die er sich tagtäglich mit seiner umgeänderten Uniformjacke wieder auf die Haut zog. Ängste vor dem Tod, davor, selber töten zu müssen und zu verletzen. Vor allem aber die Angst, Befehle geben zu müssen, vielleicht dabei zu versagen und damit eine Verantwortung tragen zu müssen, die er nie gesucht hatte.

Lea hatte er im Zug kennengelernt. Stundenlang hatten sie im ungeheizten und überfüllten Abteil nebeneinander gesessen. Ihre Körper drängelten sich wärmesuchend so lange aneinander, bis Lea zu sprechen begann und alles, was sie an Köstlichkeiten bei sich trug, in zwei Hälften teilte. Ein Brot, den Apfel, die Zigaretten und eine Handvoll Bonbons. Als die dann noch hörte, daß er in München, wo sie beide hinfuhren, keine Unterkunft hatte, teilte sie auch ihr Bett mit ihm. Das alles war vor etwas mehr als zwanzig Jahren passiert. Seitdem lebten sie zusammen. Nicht viel später hatten sie geheiratet, hatte Lea die Zwillinge geboren, er sein Examen bestanden, und schließlich brachte er es zum Facharzt. Seine Einkünfte erlaubten ihnen ein immer großzügigeres Leben. Schließlich habilitierte er sich, kaufte die Villa in Heidelberg und leitete eine Privatklinik mit dreißig Belegbetten.

Von den bedrohlichen Kriegsängsten war inzwischen nichts übriggeblieben. Felix wußte, daß er sie durch Leistung und Aufstieg überwunden hatte. Den schwierigen Weg der Medizinerlaufbahn hatte er geschafft, er bot seiner Frau und seinen Töchtern ein ebenso sorgloses wie bequemes Leben und erhoffte sich dafür Anerkennung und Dankbarkeit.

Schon seit Stunden saß Mühmchen in der Küche. Hin und wieder riß Übelkeit sie hoch, aber die Beine schienen zu schwach, um sie zum Klo zu bringen. Sie atmete flach, bis der würgende Druck aufhörte, stillte dann ihren Durst mit Kamillentee und verfiel wieder in diese ihr nun schon vertraute Schläfrigkeit. Die Füße, an deren Spitzen die abgelatschten Hausschuhe hingen, hatte sie einwärtsgekehrt auf die Bank gelegt. Dann schmerzten die offenen Beine nicht so. Ihr Kopf kippte immer wieder nach hinten, während ihr kleiner Greisenmund unaufhörlich in Bewegung war, um sich gegen die Trockenheit zu wehren. Zunge, Gaumen, Lippen klebten